

# Kotzebue in der Schweiz

Autor(en): **Kienzl, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748098>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Heide.

Aus dem goldenen Weiher  
Ist der Glanz entflohn —  
Auch der rauhe Reiher  
Stieg und fuhr davon.

Nur die grauen Dohlen  
Hielten bei mir Wacht.  
Mutterlose Fohlen  
Graben in die Nacht. . . .

Ausgehaupte Scheuern!  
Wo ist Weib und Kind?  
Von verlassenen Feuern  
Geht der Heidewind. . . .

Carl Friedrich Wiegand.



## Kozebue in der Schweiz.

Von Hermann Kienzl.

Der Kandidat, dem für die Doktorarbeit das Thema „August v. Kozebue und die Schweiz“ zufiele, wäre zweifellos in großer Verlegenheit. Welche besonderen Zusammenhänge zwischen dem Theaterkönig eines längst verflossenen Jahrhunderts und den Schweizern sollten sich denn finden lassen? Kozebues Theaterstücke beherrschten länger als ein Menschenalter die deutschen Bühnen. Aber zur Zeit ihrer Herrschaft war das Theaterwesen in der deutschen Schweiz noch recht unbedeutend. Der Historiograph des Schweizer Theaters wird daher den Einfluß der Kozebue-Aera kaum verspüren. Dagegen könnte es einem

literarhistorischen Maulwurf immerhin gefallen, die 211 Theaterstücke und die 45 Bände Romane und Novellen Kozebues durchzustöbern und gewissenhaft jede Erwähnung eines Schweizer Namens auszuheden — ein Beginnen, das ungefähr so fruchtbar wäre, wie die Errungenschaft jenes Statistikers, der Lebensjahre aufwandte, um festzustellen, wie oft das Wörtchen „Und“ in Luthers Bibel vorkommt.

Einen besonderen Schweizer Stoff, wie ihn Sage, Geschichte, Volksbrauch und -Eigentümlichkeit oder Landschaft bieten, hat Kozebue nicht bearbeitet. Für das schweizerische Interesse kommt meines Wissens nur die kurze Vorrede in Betracht, die er in der Buchausgabe seinem Schauspiel „Die edle Lüge“ voranschickte. Dieser Einakter ist eine wenig gelungene, sehr rührselige Fortsetzung von Kozebues Schauspiel „Menschenhaß und Reue“, das mit seinem einstigen beispiellosen Erfolg in der Theatergeschichte und als erstes deutsches Ehebruchs-drama in der Literaturgeschichte nicht übersehen werden kann. Zwei Umstände veranlaßten den Dichter, dem Schauspiel ein Nachspiel zu geben. „Menschenhaß und Reue“ war von den Moralisten heftig angegriffen worden, und man hatte bezweifelt, daß die von der Reue der schuldigen Gattin und der Liebe des Gatten neugelötete Ehe das letzte Fallen des Vorhangs überleben werde. Dafür wollte Kozebue mit seiner Fortsetzung einen Beweis erbringen — was ja recht naiv anmutet. Dazu kam, daß Karl Ziegler (der später mit dem Schauspiel „Parteiwut“ unter die namhaften Dramatiker rückte) auch schon eine Fortsetzung von „Menschenhaß und Reue“, ohne Kozebues Zustimmung, auf die Bühne gebracht hatte. In dem erwähnten Vorwort sagt nun Kozebue: „Ich schätze das aufkeimende Talent dieses jungen Dichters (Zieglers) aufrichtig, glaube aber, der größte Teil des Jammers, welchen er in so reichem Maße über mein armes Ehepaar ausschüttet, rühre bloß daher, daß er ihm nicht einen anderen unbekanntem Wohnort angewiesen, fern von der Scheelsucht der Menschen, fern von ihren Konvenienzen und Zwischen-trägereien.“ Und Kozebue wählte, dieser Richtung folgend, zum Schauplatz seines eigenen Einakters eine Insel in einem Schweizer See. Er machte damit den Schweizern ein Kompliment.

Zwölf Jahre später hat Kozebue die Schweiz besucht. Auf einer Reise nach Paris. Die wenigen Seiten, die sich in seinem Buche „Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804“ auf seinen Aufenthalt in einigen Schweizer Städten beziehen, bieten mit ihren subjektiven Bemerkungen immerhin einiges kulturhistorisches Interesse. Es sei aus guter Kenntnis des alten Schriftstellers vorausgeschickt, daß ihn eine gewisse Eitelkeit gerne dazu verführte, zu widersprechen, wo andere bewunderten, und dort Bemerkenswertes zu entdecken, wo andere vorübergingen. So hat in seiner „Reise von Livland nach Rom und Neapel“ eine arge Ver-

fezierung der Venus von Milo einst ärgerliches Aufsehen gemacht. Das Wunderland der Schweiz war im Jahre 1804 schon notabel genug, daß sich Kozebue etwa zu einem Testament gegen die Mode der Schweizer Reisen hätte verleitet fühlen können. Aber, was der Kede vor Aphrodite gewagt, vor den Schweizer Bergen und Seen wagte er's nicht! Er habe, schreibt Kozebue, in der Schweiz auf Stellen geweilt, „auf denen vermutlich der liebe Gott stand, als er nach der Schöpfung die Welt ansah und sagte: sie ist gut.“ Dann wendet er sich gegen die damals schon ziemlich stattliche Bibliothek von Schweizer Reisebüchern und meint, alle diese Bücher wären besser nicht erschienen, denn: „Die Schweiz muß man sehen, so wie man ein Konzert selbst hören muß.“

Man wird nicht irregehen, wenn man diese Worte als einen der vielen Nadelstiche Kozebues gegen Goethe und im besonderen gegen Goethes „Briefe aus der Schweiz“ deutet. Später reagierte er auf die „Italienische Reise“ des Sonnenvollen, den der kleine persönliche Ehrgeiz als — Schattenspender empfand, mit der schon erwähnten „Reise nach Rom und Neapel“, die aus Lust an der Opposition Italien schlecht zu machen suchte. Ein zu mächtiges Gefühl für die Herrlichkeiten der Natur verbot ihm, die Schweiz anzutasten. So erklärte er denn wenigstens alles für mißlich, was andere vor ihm über das Land geschrieben hatten. Er begab sich der Konkurrenz und stand von einer eigentlichen Reisebeschreibung ab. Doch findet er entzückte Worte über den Rheinfluss bei Schaffhausen, über Zürich und die „reizende Aussicht vom Bürgeli über den See zu den Schneekoppen“, über Bern, Lausanne und Genf.

Weil ein Stückchen des alten Stadtbildes wieder auftaucht, sei wiedergegeben, was Kozebue anno 1804 von seinen Fenstern im (noch heute bestehenden) Züricher Gasthof „Zum Schwert“ gesehen hat: „Das Zimmer ist ein Eckzimmer. Öffnen Sie ein Fenster linker Hand, so sehen Sie unter sich den Fluß, die Limmat, und eine sehr breite Brücke darüber, welche zu beiden Seiten mit dichten bunten Reihen von Gemüse- und Obstverkäuferinnen besetzt ist; zwischen denselben spazieren die französischen Chasseurs herum, deren Wachtthaus Sie jenseits der Brücke gewahr werden. Sie glauben nicht, welch ein Leben und Gewimmel auf dieser Brücke herrscht. Links hinunter erblicken Sie längs dem Flusse zwei lange Straßen und einen Teil der Stadt. Öffnen Sie das Fenster rechter Hand, so haben Sie unter Ihren Füßen einen freien, sehr lebhaften Platz und gerade vor sich den Züricher See, von lachenden Landhäusern eingefast, die wiederum von den Alpen begrenzt sind, über denen sich wiederum die Schneekoppen erheben. Dieses Amphitheater, aus sanfter und rauher Natur zusammengesetzt, mit dem Menschengewimmel gerade unter sich, ist einzig.“

An mehreren Stellen und mit unverhohlenem Groll beleuchtet

Rozebue die französische Okkupation. Zürich hatten die Franzosen am 26. September 1799 eingenommen (Lavater wurde schwer verwundet) und hielten es zur Zeit von Rozebues Besuch noch besetzt. Unser Reisender vergießt gerade vor dem „einfach und schön empfundenen“ Denkmal des Schweizer Dichters Geßner eine zeitgemäße „Träne sanfter Behmut“, als ihn die französischen Spuren unsanft aus der Stimmung reißen: „Schade nur, daß die französischen Chasseurs, die eben jetzt keine andere Gelegenheit haben, ihre Namen zu verewigen, sich bemühen, es auf diesem Marmor zu tun. An vielen Stellen fand ich das dreizehnte Regiment der Chasseurs angekrizelt, was sich denn freilich zu dieser Idyllenwelt paßt, wie eine Flinte zu einem Rosenstrauch“. — Auf einer der folgenden Seiten bemerkt er, daß er nach Murten gekommen war, um sich bei den Gebeinen der Erschlagenen des großen Sieges der Schweizer über Karl von Burgund (1476) zu freuen. Aber: „Leider wird dessen (des Beinhauses) Stätte kaum mehr gefunden. Die Franzosen haben es im vorigen Jahre weggerissen, die Knochen in den See geworfen und zerstreut. Warum? Das wissen sie vermutlich selbst nicht. Eine kindische Zerstörungssucht scheint sich ihrer oft zu bemächtigen. In dessen lagen doch noch so viele Rippen, Hirnschalen und Beine auf dem Platze, um welche sich niemand bekümmert, daß er hieran wohl noch einige Jahre kenntlich bleiben wird“.

Die interessantesten dieser Notizen beziehen sich auf die damalige Stimmung der Schweizer, die Rozebue mit einem wogenden See vergleicht, „aus dem ein unterirdisches Feuer plötzlich Klippen hervorgetrieben habe, an denen die eingeengten Wellen jetzt ohnmächtig schäumen“. Er berichtet: „Die Wände der Wirtshäuser sind oft mit bitteren Ein- und Ausfällen bekrizelt, die zuweilen nicht ohne Witz sind. Den heftigsten Haß nähren die Schweizer gegen den General Adermatt, den Bombardierer von Zürich. Er lebt auf seinem Landgute ruhig, weil die tiefste Verachtung ihn schützt. Auf die Russen sind sie auch nicht gut zu sprechen. Sie rühmen dem General Korsakoff nach, daß er die Bibliothek fleißig besucht und sich für die Wissenschaften interessiert habe; übrigens halten sie ihn für keinen geschickten General. Als man ihm rapportierte, die Franzosen hätten bereits einen Berg besetzt, der Zürich dominiert, sagte er: Tant mieux! c'est là que je les attendais. Gleich darauf mußte er aber retirieren und wußte nicht einmal, aus welchem Tore er seine Flucht bewerkstelligen sollte; die Züricher mußten ihm den Weg zeigen. Seine Bagage ging dennoch verloren; die französischen Husaren machten große Beute und hatten der beschwerlichen Laubtaler so viele in ihren Mützen, daß sie gern zehn bis fünfzehn für einen Louisdor in Gold gaben, weil sie das Gold leichter fortbringen konnten. In der Tat muß man hierher nach Zürich

reisen, um aus jedem Munde eine Menge von merkwürdigen Anekdoten zu hören, die gar nicht bekannt geworden sind und dennoch ein helles Licht auf die damaligen Begebenheiten werfen.“

Im übrigen macht Rozebue einige respektlose Scherze über berühmte Merkwürdigkeiten. So über die Züricher Bibliothek („auf der Bibliothek — nun, da stehen viele Bücher . . . .“) und über Lavaters physiognomisches Kabinet. In Baden gibt ihm eine öffentliche Verordnung Anlaß, sich mit moralinhaltiger Genugtuung über eine seltsame Schweizer Institution jener Zeit, die sogenannten Sittengerichte, zu äußern. Gerade in Baden, das im Mittelalter des Rufes besonderer Üppigkeit genoß, hatte nun ein solches Sittengericht eine strenge Kleiderordnung für den Kirchenbesuch herausgegeben und befohlen, „daß alle verheirateten Bürger in Mäntel, die ledigen aber in Röcken und Jäkerlen erscheinen sollen“; und den Frauen wurde eine größere Rücksicht auf die „Schamhaftigkeit“ aufgetragen . . . .!

Das alte Genf fand der Dichter „winkelig, von engen, schmutzigen Straßen durchschnitten, welchen hohe Häuser vollends die freie, gesunde Luft benehmen“. Doch rühmt er die „am Genfer See so niedlich gelegenen, freundlichen Städtchen Morges und Rolle“. Das Theater in Genf sei nicht ganz schlecht. Doch die rings mit Draht umflochtene Loge des Maire sehe aus wie ein Papageienkäfig. Außerdem erfährt man, daß schon vor 105 Jahren die „häßliche Mode der Schauspieler“ bestand, „Löcher in den Vorhang zu reißen, um ihre Nasen hindurch zu stecken“. Aber das Genfer Theater darf als ein Zwingli angesprochen werden, denn es hat eine Theaterreform durchgeführt, die noch immer Geltung hat: dort zuerst beobachtete der Theaterpraktikus Rozebue, daß die Löcher im Vorhang eine Einfassung erhalten hatten, die sie hinderte — „Schlitzen zu werden!“ . . . .

Der deutsche Dichter wallfahrtete mit gehobenen Gefühlen nach Fernen, wo 19 Jahre lang der ihm wahlverwandte Voltaire wohnte. Ergriffen betrachtete Rozebue die genau erhaltene Einrichtung des Voltaireschen Wohnhauses und sprach mit dem alten Prediger, der neun Jahre hier mit Voltaire zugebracht hatte und noch als lebende Reliquie im Hause wandelte.

Der Montblanc war dem Reisenden ungnädig. Er aber sagt: „Dieser Altvater bleibt ja, wo er ist, und ich hoffe, ihn einmal auf derselben Stelle wieder zu finden. Eine andere Merkwürdigkeit von Genf hingegen habe ich ungern vermißt. Die berühmte Verfasserin der „Delphine“ nämlich hatte sich auch in ihren Schleier gewickelt und war, ich weiß nicht wohin, gereist“. — Man kennt das auffallend günstige Urteil, das Frau von Staël 1810 in ihrem „Deutschland“ über Rozebues Schaffen abgibt.

Die bemerkenswerten Objekte im Rozebueschen Schweizer Kapitel habe ich hervorgezogen. Aber ein schlichtes Wort sei noch wiedergegeben, weil es im Zeitalter der kühnen Gletscherbahnen und der Automobile fast nachdenklich stimmt. Es lautet: „Zu Fuß muß man die Schweiz besuchen“.

Nicht minder stark wirkt der Kontrast zwischen dem heutigen Schweizer Fremdenkomfort und der bitterbösen Abrechnung, die Rozebue anno 1804 mit den Einrichtungen der Hotels hält. Er war ein sehr verwöhnter Herr, ein heikler Reisender und unleugbar ein rechter Gewohnheitsphilister. In seinem 14 Jahre früher geschriebenen, ersten Pariser Buch „Meine Flucht nach Paris im Jahre 1790“ zählt Rozebue die Gründe auf, die ihn bestimmten, seinen Aufenthalt in der Weltstadt abzukürzen. Daß ihn der Lärm der Straße nicht zur gewohnten Stunde schlafen lasse, sagt er u. a., und daß er, der Frühaufsteher, nicht zur rechten Morgenstunde das Frühstück erhalte . . . ! Die zweite dieser Beschwerden wiederholt er nun in der Schweiz: „Für einen Menschen, der, so wie ich, früh aufzustehen gewohnt ist, ist es höchst unangenehm, daß man in der Schweiz und in Frankreich so lange schläft. In Genf, wo ich „Aux balances“ wohnte, sagte mir der Kellner geradezu, er könne mir so früh keinen Kaffee schaffen, denn — die Russen und Engländer tranken ihn weit später“. Die Amerikaner scheinen vor hundert Jahren noch nicht mitbestimmend gewesen zu sein.

Diese Paralipomena fielen von einer lockeren, ungründlichen Feder ins Buch. Doch ist es nicht ohne Reiz, zu sehen, wie sich vor 105 Jahren in einem Kopf mit hellen Augen das Schweizerland spiegelte.

